

## EINLEITUNG

0 Die Ansichten darüber, worin das Hauptziel der vergleichenden indoeuropäischen Sprachforschung liegt, haben sich im Verlauf der 150jährigen Geschichte dieser wissenschaftlichen Disziplin nicht unbedeutend geändert. Der Begründer der indoeuropäischen Sprachwissenschaft, F. Bopp, setzte sich als Hauptaufgabe die Beleuchtung der Herkunft der grammatischen Formen der ie. Einzelsprachen. Die Rekonstruktion der ie. Ursprache rückte erst bei der zweiten Generation der Indoeuropäisten — insbes. bei ihrem Hauptvertreter A. Schleicher — in den Vordergrund. Auch S. (und ebenso seine Zeitgenossen) widmete viel Raum Überlegungen über den Ursprung der grammatischen Formen, wobei er allerdings von der rekonstruierten ie. Ursprache ausging. Die folgende Generation der Sprachwissenschaftler wurde indessen von einer Welle der Skepsis ergriffen; die junggrammatische Schule begann, die Möglichkeit einer vollständigen Rekonstruktion der Ursprache anzuzweifeln<sup>1</sup> und betrachtete jedes Suchen nach der Herkunft der grammatischen Formen äußerst mißtrauisch.<sup>2</sup>

01 Die nachjunggrammatische Entwicklung der ie. Sprachwissenschaft ist u. a. durch eine Verringerung dieser Skepsis gekennzeichnet:<sup>3</sup> einerseits kommt ein erhöhtes Interesse für glottogonische Fragen zum Vorschein, deren Lösung durch neue Methoden der Sprachbetrachtung, sowie auch durch die damit zusammenhängenden neuen Theorien im Bereich der ie. Lautlehre („Laryngalthemie“) nicht unwesentlich gefördert wird; andererseits läßt sich jedoch auch ein gewisses Wiederaufkommen der Bestrebungen um die Rekonstruktion einer einheitlichen ie. Ursprache beobachten, wie dies insbes. die Versuche um die Rekonstruktion von Fragmenten der ie. Poesie<sup>4</sup> oder das Bemühen einiger Gelehrten<sup>5</sup> um das Finden von einheitlichen Urformen dort, wo die Junggrammatiker gescheitert sind, bezeugen. Dazu stehen die tatsächlichen Gegebenheiten der konkreten ie. Sprachen allerdings in Widerspruch. Es ist wohlbekannt, daß sich für viele grammatische Formen einheitliche ie. Urgestalten kaum ansetzen lassen, daß die etymologische Forschung nicht

<sup>1</sup> Brugmann, Grd. I. I. 24, Delbrück, Einleit. 158–9.

<sup>2</sup> Ibid. 147, Meillet, Introd. 49–60 u. a.

<sup>3</sup> Vgl. z. B. V. Pisani im Sammelband *Obščete i indoeuropejskoje jazykoznanije* (Moskva 1956), S. 128–9.

<sup>4</sup> F. Specht, KZ 64 (1937), S. 1 ff., E. A. Makajev, VJa 1965. 4. 11–13, R. Schmitt, *Dichtung und Dichtersprache in idg. Zeit* (Wiesbaden 1967).

<sup>5</sup> Wir denken vorzugsweise an die Arbeiten von O. Szemerényi (Stud. u. a.).

imstande ist, für eine ganze Reihe von Elementarbegriffen einheitliche ie. Ausdrücke zu rekonstruieren u. dgl. Eine Überschätzung derartiger Tatsachen führt sogar einige Gelehrte (V. Pisani u. a.)<sup>6</sup> zu der Vermutung, die ie. Einheit sei nur eine scheinbare; die ie. Sprachfamilie sei durch Integration von heterogenen Komponenten entstanden!

02 Die meisten Gelehrten lehnen freilich diese extremen Ansichten ab. Es ist klar, daß Pisani in seiner Kritik der Ursprachentheorie zu weit gegangen ist; so umfangreiche und allseitige Übereinstimmungen, die ja zwischen den einzelnen ie. Sprachzweigen bestehen, lassen sich in keinem Fall als Folge einer sekundären Annäherung erklären.<sup>7</sup> Die organische Einheit der indoeuropäischen Sprachen steht u. E. außer allem Zweifel; es ist indessen notwendig, die Zeit dieser Ureinheit in eine tiefere Vergangenheit zu verlegen als man dies in der Regel tut.<sup>8</sup> In Zusammenhang damit halten wir es für zweckmäßig, das bisher übliche Vorgehen bei der Rekonstruktion der ie. Formen einigermaßen zu modifizieren, und zwar im Geiste der bereits vor 60 Jahren von E. Hermann formulierten Grundsätze. In einer großen — später zwar oft anerkennend zitierten, in der Praxis aber leider wenig beachteten — Abhandlung<sup>9</sup> empfahl H., in den meisten Fällen auf die Rekonstruktion von gemeinsamen ie. Formen zu verzichten und statt dessen lediglich den vorindoiranischen, vorgermanischen, vorlawischen usw. Zustand zu rekonstruieren. Als gemeinindoeuropäisch kann nach H. nur das gelten, was allen diesen Vorstufen der ie. Sprachzweige gemeinsam ist. — Unserer Meinung nach sollten bei dieser stufenweise („graduellen“) Rekonstruktion drei prähistorische Entwicklungsstadien unterschieden werden, die u. a. durch eine sukzessive Einschränkung der rekonstruierten Sprachelemente gekennzeichnet sind:<sup>10</sup> 1° Die Gruppensprachen (das Indoiranische, das Urgermanische, das Urslawische usw.) lassen sich beinahe in vollem Umfang rekonstruieren, d. h. nicht nur in der morphologischen, phonologischen und lexikal-semantischen Ebene, sondern in beträchtlichem Maß auch in der syntaktischen und phonetischen. 2° Den nächsten Schritt in die Prähistorie sollte nun nicht die Rekonstruktion der gemeinsamen ursprachlichen Formen darstellen, vielmehr sollte man die Vorstufen der Gruppensprachen rekonstruieren — die indoeuropäischen Dialekte: das Vorindoiranische, das Vorgermanische, das Vorlawische usw.). Die Möglichkeiten dieser Rekonstruktion sind allerdings schon vielfach beschränkt: man rekonstruiert vor allem das morphologische und phonologische System, weniger erfolgreich jedoch den Wortschatz (größtenteils nur als ein Inventar von Wortwurzeln, nur in beschränktem Umfang ganze Wörter!), die Syntax und die Phonetik (d. h. die phonetischen Gestalten der Phoneme) hingegen nur recht fragmentarisch. 3° Den dritten Schritt in die Vergangenheit bilden unserer Meinung nach glottogonische Versuche — das Suchen nach dem Ursprung der grammatischen Formen des Vorindoiranischen, Vorgermanischen usw. Die Elementarmorpheme, die in diesen Formen enthalten sind, sind zum größten Teil allen ie. Sprachen gemeinsam: man kann demzufolge in dieser Phase von der Rekonstruktion einer (gemeinsamen) protoindoeuropäischen

<sup>6</sup> *Lingua* 3 (1956), S. 3—16, 7 (1958), S. 337—48, *KZ* 76 (1958), S. 43—50, *VJa* 1966. 4. 3—21 u. a.

<sup>7</sup> Vgl. auch unseren Aufsatz in *LF* 90 (1967), S. 217—30.

<sup>8</sup> Vgl. V. Georgiev, *Issled.* 243 ff., T. Miłewski, *LPosn* 12—13 (1968), S. 39, Villar Liébana, *Lingua* 25 (1970), S. 194 u. a.

<sup>9</sup> *Über das Rekonstruieren*, *KZ* 41 (1907), S. 1—64.

<sup>10</sup> *Verf.*, *LF* 90. 225—29.

= pie.) Sprache sprechen. Diese pie. Sprache stellt sich uns bloß als ein Morpheminventar (keinesfalls als ein System!) dar, also in sehr fragmentarischer Gestalt. Wir erkennen ziemlich deutlich ihre morphologische Struktur und können auch einige Hypothesen über ihr Phoneminventar wagen (§§ 11 ff.). Auf die Rekonstruktion der peripheren Schichten der Sprachstruktur (Phonetik, Syntax) muß in dieser Phase praktisch völlig verzichtet werden.<sup>11</sup>

03 In diesem Zusammenhang möchten wir mit ein paar Worten auch die Frage nach der typologischen Wertung der ie. Sprachen berühren. Falls man von einem indoeuropäischen Sprachtypus spricht, denkt man vorzugsweise an denjenigen Typus, welchen einige altindoeuropäische Sprachen — vor allem das Altindische und das Altgriechische — repräsentieren. Es ist freilich eine wohlbekannte Tatsache, daß sogar einige altertümliche ie. Sprachen (das Hethitische, die altgermanischen, die altkeltischen Sprachen u. dgl.) von diesem Typus nicht unerheblich abweichen: die neueren ie. Sprachen braucht man nicht einmal zu erwähnen! Deswegen halten wir es für zweckmäßig, im Rahmen der ie. Sprachfamilie zumindest drei Sprachtypen zu unterscheiden: den altindoeuropäischen (Altindisch, Altgriechisch u. a.), den mittelindoeuropäischen (mittelindische Sprachen, Neugriechisch, altgermanische Sprachen, slawische Sprachen aller Zeitstufen u. a.) und den neuindoeuropäischen Sprachtypus (Neuenglisch, Neufranzösisch, neuindische Sprachen u. a.). Gerade die Geschichte der ie. Sprachen zeigt unzweideutig, daß der sogen. Typus einer Sprache keineswegs als etwas Stabiles betrachtet werden darf. Der altindoeuropäische Sprachtypus, am besten durch das Altindische vertreten, kann zwar guten Gewissens für eine Fortsetzung jenes Zustandes angesehen werden, der im großen und ganzen bereits in der vorarischen (vorgriechischen, ebensowie in der vorgermanischen, vorlawischen usw.) Periode existierte. Dennoch bestand dieser Typus nicht seit dem Uranfang: es liegt außer allem Zweifel, daß sich der flexivische Typus der ie. Dialekte aus einem anderen, wohl einfacheren Typus entwickelt hat, daß also dem altindoeuropäischen Sprachtypus ein protoindoeuropäischer Sprachtypus vorangegangen ist. Als Vorstufe der Flexion gilt allgemein die Agglutination, als Vorstufe der Agglutination ein flexionsloser Zustand (der „isolierende“ Typus). Ein solcher Entwicklungsgang wird vielfach auch für die ie. Sprachen postuliert:<sup>12</sup> auch die ie. Suffixe dürften aus agglutinierten Elementen — ursprünglich selbständigen Wörtern und Partikeln — hervorgegangen sein. Bereits der Begründer der ie. Sprachwissenschaft, F. Bopp, hat sich bekanntlich bemüht, die ie. Flexion auf diesem Weg zu deuten (indem er die Personalendungen des Verbs für agglutinierte Personalpronomina, das Aoristsuffix *s* für agglutinierte Verbalwurzel \**es* u. dgl. hielt) und betrachtete sogar diese Deutung als Hauptaufgabe der neuen Disziplin (s. o.).<sup>13</sup>

---

<sup>11</sup> Diese sind nämlich am engsten mit der außersprachlichen Realität verknüpft (das phonetische Subsystem mit der anatomischen Beschaffenheit der Sprechorgane, das syntaktische mit der Art und dem Niveau des Denkens). Dagegen das zentrale Subsystem der Sprache — das morphologische — hängt mit der außersprachlichen Realität am mindesten zusammen, seine Rekonstruktion wird demzufolge durch die Unkenntnis dieser Realität am wenigsten behindert.

<sup>12</sup> Vgl. zuletzt N. D. Andrejev, VJa 1957. 2. 3—18.

<sup>13</sup> Vgl. Delbrück, Einl. 63 ff., 162.

04 Dieser Agglutinationstheorie hat später A. Ludwig die sogenannte Adaptationstheorie gegenübergestellt.<sup>14</sup> Dieser Theorie gemäß haben die *ie*-Personalendungen mit den Personalpronomina ursprünglich nichts zu tun: ähnlich wie andere grammatische Affixe (Kasusendungen u. dgl.) stellen sie von Haus aus nichts anderes dar als Stammbildungselemente, die nachher in verschiedene grammatische Funktionen adaptiert worden sind. Weiterentwickelt wurde diese Theorie insbes. von H. Hirt.<sup>15</sup> Auch unter den Zeitgenossen findet sie einige Anhänger (T. Burrow,<sup>16</sup> F. R. Adrados<sup>17</sup> u. a.). Als Hauptargument gegen die Agglutinationstheorie gilt nach wie vor der allzu große (im Rahmen der geltenden Lautgesetze unüberbrückbare) lautliche Abstand zwischen den meisten Personalendungen und den entsprechenden Personalpronomina (dies betrifft *mutatis mutandis* auch andere grammatische Affixe).<sup>18</sup>

05 Die Kritiker der Adaptationstheorie betonen dagegen vor allem die Tatsache, daß keiner der Verfechter dieser Theorie den Weg klarzulegen vermochte, auf welchem die (ursprünglich gleichbedeutenden?) Stammbildungselemente zu den historisch belegten grammatischen Funktionen gekommen sind.<sup>19</sup> Dies wird ja ausdrücklich auch von F. Specht in seinem Buch über die Entstehung der *ie*-Deklination zugestanden (vgl. das Zitat in § 4). Manche in diesem Buch enthaltene Hypothesen zeigen übrigens, daß selbst Specht bei der Deutung der *ie*-Nominalflexion mit der reinen Adaptationstheorie nicht auskam, indem er die Funktion einiger Kasusendungen direkt aus ihrer vermutlichen Struktur herzuleiten versuchte: z. B. besteht die Endung des Nom. Pl. *\*-es* nach S. aus zwei deiktischen Elementen (*e + s*) und die betreffende Form (z. B. gr. *anères*) bedeutete demzufolge etwa ‚ein Mann, hier einer und dort einer‘!<sup>20</sup> Dieses Schwanken zwischen den beiden Theorien läßt sich jedoch gleichfalls bei H. Hirt beobachten: in seinen Darlegungen über die Herkunft der *ie*-Nominalflexion werden einige Kasusendungen (z. B. *\*bhi*) direkt mit Präpositionen zusammengebracht!<sup>21</sup>

06 Es folgt nun aus dem bereits Gesagten, daß sich die beiden Theorien — wenigstens was die Nominalflexion betrifft — keineswegs schroff gegenüberstehen. Man muß ja jedenfalls mit der primären Agglutinierung eines Elementes zu einer Nominalwurzel rechnen — dies wird auch von den Anhängern der Adaptationstheorie zugestanden.<sup>22</sup> Der Unterschied besteht nur darin, wie die historisch belegte konkrete Funktion erläutert wird: entweder entstand sie durch eine Anpassung („man legte sie dem Suffix bei“) oder wurde direkt aus der Bedeutung des agglutinierten Elementes abgeleitet. Gerade hier liegt u. E. der Hauptmangel der klassischen Agglutinationstheorie: der Agglutinationsprozeß gehört in der Regel einer so entlegenen

<sup>14</sup> A. Ludwig, *Agglutination oder Adaptation, eine sprachwissenschaftliche Streitfrage* (Prag 1873), *Die Genesis der grammatischen Formen des Sanskrit* (Prag 1891) u. a.

<sup>15</sup> IF 17 (1904—5), S. 36—84, Idg. Gr. IV. 101 ff., H. Hirt—H. Arntz, *Die Hauptprobleme der idg. Sprachwissenschaft* (Halle 1939), S. 54 ff.

<sup>16</sup> Sanskr. 316—18.

<sup>17</sup> *Evolucion y estructura del verbo indoeuropeo* (Madrid 1963), S. 619 ff.

<sup>18</sup> Delbrück, Einl. 162—3, Hirt, IF 17. 37, 83—4, Idg. Gr. IV. 138 u. a., Burrow, Sanskr. 316.

<sup>19</sup> Delbrück, Einl. 165—7, K. Brugmann, IF 39 (1921), S. 36, A. Meillet, BSL 29. 62—7.

<sup>20</sup> Specht, Urspr. 366.

<sup>21</sup> IF 17. 51—3, Idg. Gr. III. 54, 166 ff.

<sup>22</sup> Vgl. Delbrück, Einl. 165—7.

Zeitepoche an, daß es kaum möglich ist, die ursprüngliche Bedeutung des agglutinierten Elementes genau zu ermitteln und diese in einen direkten Zusammenhang mit der Bedeutung historisch belegter Präpositionen, Partikeln o. dgl. zu bringen.<sup>23</sup> Die Funktionen der einzelnen Kasussuffixe stellen vielmehr das Ergebnis eines langen Entwicklungsprozesses dar. Nun bieten uns die neuen Theorien und Methoden, die in den letzten Jahrzehnten aus dem Gebiet der synchronischen Sprachforschung in die vergleichende ie. Sprachwissenschaft verpflanzt worden sind (die Betrachtung der Sprache als eines abgeschlossenen Systems, die Theorie der phonologischen und morphologischen Oppositionen, die Methode der inneren Rekonstruktion, die typologische Betrachtungsweise u. dgl.) eine Möglichkeit, die Natur jenes Prozesses zu beleuchten, den man als „Adaptation“ zu bezeichnen pflegt, und somit auch wenigstens zum Teil die Fragen zu beantworten, die bei Hirt und Specht ungelöst geblieben sind.

07 Unsere morphologischen Studien setzen sich als Hauptziel, die Anfänge (und z. T. auch die spätere Entwicklung) der grammatischen Kategorien der Person, des Numerus und des Kasus in den ie. Sprachen einigermaßen in ein neues Licht zu stellen. Dabei sollen die oben angeführten methodologischen Grundsätze zur Geltung kommen. Eine Analyse der in den Rahmen der betreffenden Kategorien gehörenden grammatischen Formen soll zur Rekonstruktion eines Inventars derjenigen protoindoeuropäischen Morpheme führen, die bei der Genesis dieser Kategorien eine Rolle gespielt haben. Die primäre Bedeutung dieser pie. Morpheme läßt sich allerdings, wie bereits betont, nur äußerst ungenau und approximativ ermitteln. Umso wichtiger ist die Aufgabe, den Entwicklungsgang aufzuhellen, der zu dem historisch belegten Zustand geführt hat — das allmähliche Anwachsen der morphologischen Teilsysteme, wie z. B. des Kasussystems, durch sukzessive Kristallisierung von Oppositionen (zwischen den einzelnen Kasus, Numeri u. dgl.), durch Polarisation, Redistribution und Adaptation (im engeren Sinn).

---

<sup>23</sup> Anders steht es mit den Personalendungen des ie. Verbs; vgl. § 27.

